

Der Weihnachtsstern

Autor(en): **Ineichen, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 6

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664717>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

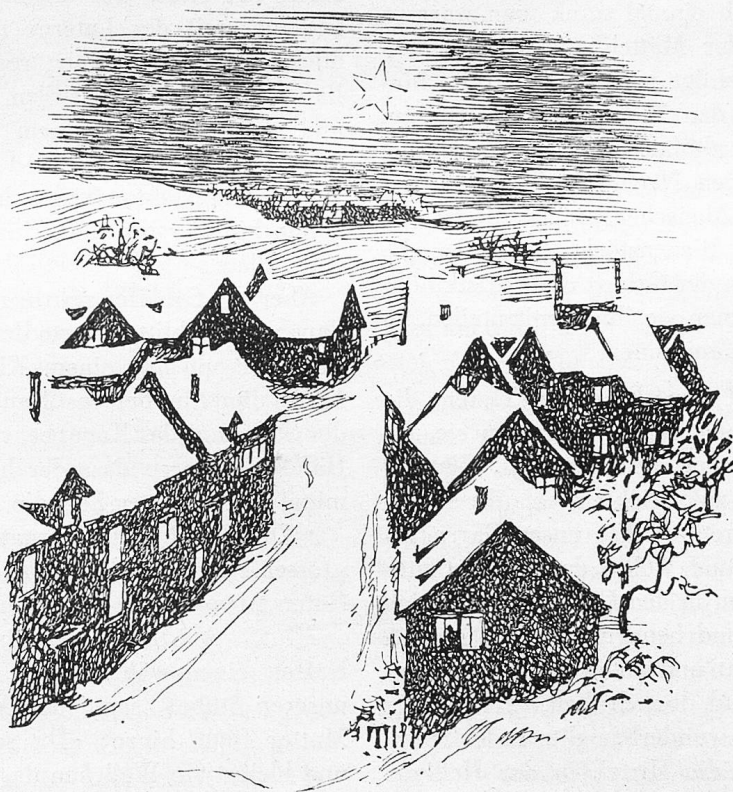
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einmal sind wir geborgen gewesen, sind wir beschenkt worden, ist der milde paradiesische Segen auch über unsere Stirnen gerieselt.

Wir haben drei Möglichkeiten, das Weihnachtsfest zu erleben: Als Kind, das sich gedankenlos beschenken lässt und mit seinem Beglücktsein dankt. Als Erwachsener, der opfert und gibt an Eigene und an Fremde, und die Freude des Gebens im schönsten Sinne auskosten darf. Als alter

Mensch, der sich das Umhertwerden erlebt und verdient hat, der nun mit fernerer Augen alles überschaut und dessen zarter und gebrechlicher Dank uns im Innersten berührt.

So manifestiert sich denn der ewige Kreislauf menschlicher Natur in dem wiederkehrenden Lichterbaum, dessen Kerzen, wenn sie langsam verglimmen, einen über alles herrlichen und ergreifenden Wohlgeruch zurücklassen.



Der Weihnachtsstern

Von Fritz Ineichen

Christnacht war es. Am aufhellenden Nachthimmel flimmerten da und dort einige Sterne, während aus den hauchdünnen Wolken noch flumenleichte Schneekristalle zur Erde fielen. Der Mättelibauer sass im Kreis seiner Familie in der geheizten Stube und feierte den Weihnachtsabend nach altübernommener Ueberlieferung. Wie es schon der Vater und Grossvater hielten, so sollte

es auch in seiner Familie sein. Nach dem bescheidenen Nachtessen wurden in Stuben und Kammern die alten, eingebauten Schnitzkasten gerodet; denn nach dem Väterglauben bekommen Birnen- und Apfelschnitze Milben, wenn sie in der Christnacht nicht gelockert und geschüttelt werden. So dann füllten die ältesten Mädchen zwei Tongeschirre mit frisch geschnittenen Kirschbaum-

zweigen; diese stehen dann an Lichtmess im Blust und deuten mit der Zahl ihrer Blüten an, ob es ein gutes Kirschenjahr gibt.

Um 11 Uhr wurde der grosse Hornschlitten aus dem Holzschopf geholt, und während der älteste Bub das Haus zu vergaumen hatte, führte der Vater den übrigen Teil seiner Familie in stiebender Fahrt über das Bergsträsschen ins Dorf zur Christmette.

Die Glocken waren verklungen und die Weihnachtslieder vom hohen Kirchturm verstummt, als die Mättelileute durch den knirschenden Schnee heimzu stapften. Noch einmal trank man warmen Kaffee, dann griff der Mättelibauer zur Gadenlampe und schritt, gefolgt vom ältesten Bub, hinüber zum Stall, um den Tieren das Evangelium zu verkünden. Nach altübernommener Erzählung versteht in der heiligen Nacht nämlich auch die stumme Kreatur die Menschengesprache. Sogar die Bienen in den vier Bienenstöcken mussten die freudige Botschaft von der Geburt des Christkinds vernehmen; vergisst man sie ihnen mitzuteilen, so gibt es keine jungen Königinnen.

Als der Bauer und sein Bub den Tieren die frohe Botschaft gebracht hatten, schritten sie, erfüllt von innerer Rührung, dem Hause zu. «Vater», begann jetzt der Bub zu berichten, «als ihr in der Mitternachtsmette waret, da hat unser Barry gewinselt und geheult und wollte damit nicht aufhören. Ich ging zu ihm in den Gang hinaus, strich ihm über den Kopf und beunruhigte ihn. Als ich dann in die Stube trat und einen Blick zum Fenster hinaus warf, stand dort drüben, gerade über unserm Heuhüttli, ein wunderbar glitzernder Stern. Dabei dachte ich an die Hirten in der Heiligen Nacht, an das Christkind und an den Stern, der unverwandt über dem Stall zu Betlehem stand. Siehst du ihn? Noch steht er über unserm Heuhüttli am Waldrand, er ist nur höher an den Himmel gestiegen.»

Der Bauer hatte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Erzählung seines Bubens gehört und sah nun hinüber zum einsamen Waldhüttli und hinauf zum leuchtenden Stern. Ein eigenartiges Gefühl befiel ihn, so als ob er zum verschneiten Schober hinüberschreiten müsste. Und er meinte: «Wir sollten einmal der Mutter davon berichten und mit dem Barry ums Haus gehen.» Kaum hatten sie den unruhigen Haushund losgelassen, nahm das Tier schnuppernd den Weg in die Richtung zum Heuschober. «Wir wollen hingehen und sehen», meinte

der Vater und schritt nun mit dem Bub über die verschneite Matte zum Wald.

Sie waren der verlassen Hütte, über der der nächtliche Stern in einem Wechsellicht von mannigfachen Farben flammte, auf dreissig Schritte näher gekommen, als ihnen die grosse Unruhe des Hundes erneut auffiel; dieses Zeichen hatte etwas zu bedeuten. Und wirklich: wenige Meter vor der Hütte trafen sie auf Fussspuren. Aber sonderbar, nur immer der rechtsseitige Tritt zeigte den Abdruck eines Schuhs, während der linksseitige dem Abbild eines runden Stockes glich. Das breite Latentor zur Hütte war angelehnt, und als der Mättelibauer mit der Laterne ins Heu leuchtete, erblickten sie darin einen reglosen Menschen. Der Bauer zündete dem stillen Schläfer ins Gesicht und sagte leise zu seinem Bub: «Der Kräutermiggi!»

«He Miggi, du erfrierst da in der kalten Nacht, komm hinüber ins Haus, für dich haben wir noch einen Platz.»

Aber der Schläfer rührte sich nicht. So holte der Bauer den Schlitten, legte den Kräutermiggi, einen armen Tropf mit einem Klumpfuss, darauf und führte ihn hinüber ins Haus. Sie betteten ihn in der Stube auf das Kanapee, rieben ihm Gesicht und Hände warm, so dass der halb erstarrte Kräutermiggi nach einiger Zeit die Augen aufschlug.»

«Wo, wo bin ich?» fragte er und schaute mit grossen Augen in die Stube. «Aha, beim Mätteler. Guten Abend Mätteler, guten Abend Mättelileute!»

«Guten Abend, Miggi, nimm da einen Schluck Kaffee, einen währschafenen, und erwärm dich in unserer Stube», sagte der Mättelibauer. Und die Mutter fügte hinzu: «Du schläfst heute bei uns und bleibst ein Weilchen da, denn du bist so quasi unser Christkind! Ein leichtes Lächeln ging über das Gesicht des alten Mannes, und der murmelte: Habt Dank, habt Dank!»

Sie hatten Miggi darauf in die obere Kammer getragen, und am Morgen standen Vater und Mutter und alle sechs Kinder um sein Lager.

Miggi hatte sich einigermaßen erholt und lächelte wie ein Kind unter der rotweissgetüpfelten Decke hervor. «Wie bist du auch mitten in der Christnacht in unsern Heuschober hinauf gekommen, Remigi, du willst doch nicht mitten im Winter nach Enzianwurzeln graben?» sagte halb im Scherz der Mättelibauer.

«Nein, bigost nicht, das nicht. Aber da vor zwei Wochen meine Schwester, das Mili, gestorben ist, wollte man mich, den hilflosen Krüppel, ins Ar-

menhaus stecken; das aber will ich nicht. Ich bringe mich schon selber durch, wenn's auch etwas mühsam geht; aber armengenössig bin ich nicht. So habe ich vor zwei Tagen die alte Wohnung im Oberdörfli verlassen, bin über den Berg gestiegen und sagte mir: Miggi, du wirst schon irgendwo unterkommen. Jetzt bin ich eben bei euch, und ihr habt die liebe Not mit mir.»

«Können wir den Miggi nicht bei uns behalten?» frug das kleine Anneli.

«Natürlich bleibt er bei uns», sagte die Mutter,

und der Mättelibauer fügte hinzu: «Wo acht Leute am Tische sitzen, hat auch der Miggi noch Platz!» Dabei blieb es. Das Christkind und sein leuchtender Weihnachtsstern hatten dem armen, verlassenen Kräutersammler Remigius eine neue Heimat gegeben. Die Sache mit den Behörden ging in Ordnung, und der unerwartete Weihnachtsgast hatte im Mätteli eine neue Heimat gefunden. Noch nach Jahren sagte der Mättelibauer: «Ich bin durch den Miggi nicht ärmer geworden; er hat uns Glück und einen guten Stern gebracht!»

Edzard Schaper

ist einer der grossen Erzähler der Neuzeit. Im äussersten Ostpreussen aufgewachsen, umspannt er mit seinem Wesen die Weite seiner Heimat und zugleich die Schwerblütigkeit ihrer Bewohner. Bewegt ist sein Leben: Musik, Theater und Literatur ziehen ihn abwechslungsweise an; dann wird er Gärtner, Matrose. Ewig unentschlossen, nie seiner sicher. Es spricht für ihn, dass er die Klärung nicht von aussen erwartet, sondern sie in der Abgeschlossenheit einer stillen Insel in sich selbst sucht.

Fast zehn Jahre lebt Schaper in Estland. 1940 wird er wegen seiner journalistischen Tätigkeit von den Sowjetbehörden in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Er flieht nach Finnland, wird Finne. Wie sehr er es geworden ist, beweist seine ergreifende Weihnachtsgeschichte «Das Christkind aus den grossen Wäldern». Sie schildert, wie im Krieg gegen Russland eine finnische Korporalschaft auf einer vorweihnachtlichen Patrouille ein kleines verlassenes Kind findet und sich seiner annimmt, obwohl es ihr Leben und den Erfolg des Unternehmens gefährdet.

Als Augenzeuge hat Schaper die schwere Schicksalsnot im Baltikum miterlebt. Sie ist in sein Denken und sein Blut eingegangen und kommt in seinen Werken zu uns, vertieft und veredelt durch sein Künstlertum. So sind denn seine Bücher keine Unterhaltungslektüre, trotzdem sie vor innerer Spannung beben. Sie rollen die grossen Fragen unserer Zeit vor uns auf. Und wenn wir auch

fremde Schicksale betrachten, so fühlen wir uns doch da und dort getroffen, sei es in unsern Zweifeln, sei es in unserer satten Zufriedenheit. Das scheint mir, abgesehen von der sprachlichen Form, das Wesentliche zu sein, dass der Dichter den Leser aufwühlt und einer Bestimmung seines Standortes entgegenführt.

Wenn alles Althergebrachte wankt und das gewohnte Weltbild aus den Fugen zu gehen droht, dann kommt die Angst über den Menschen, und mit ihr die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Weder die eine noch der andere ist von dieser Welt. So kommt es im Werke Schapers notgedrungen zur Auseinandersetzung mit der Religion. Die Verbundenheit mit dem europäischen Osten, wo der Glaube noch tief verankert ist, erlaubt es Schaper, aus eigenem Erleben und schlicht seine dichterische und menschliche Mission zu erfüllen.

Der folgende kleine Ausschnitt aus der Weihnachtsgeschichte «Der Stern über der Grenze» (Verlag Jakob Hegner, Köln und Olten) ist eine Probe von Schapers Erzählerkunst.

In der Dämmerstunde des heiligen Abends kommt Semjon mit seinem breiten Schlitten müde durch den Schnee heim in seine abgelegene einsame Hütte an der Grenze. Mit blauen Gesichtern und weissen Nasen umringen ihn seine vier mutterlosen kleinen Kinder: der Ofen ist ausgegangen. Im ganzen Haus kein Streichholz; auch in seinen Taschen kramt Semjon vergeblich. Ohne Heizung, ohne den Lichterglanz des Christbaums den Weihnachtsabend zu verbringen, das ist des Uebels zu viel. Darum macht sich Semjon nochmals auf, in die kalte Nacht hinaus, um Licht zu suchen.

